

Nelly Schenker, "Es langs, langs Warteli für es goldigs Nüteli" Meine Erinnerungen, edition gesowip, Basel 2014, Seiten 18-21.

Es langs, langs Warteli füres goldigs Nüteli

Das sind meine Erinnerungen, wie ich als kleines Kind mit meiner Mutter in extremer Armut aufwachsen musste.

Die allererste Zeit meiner Kindheit hauste ich zusammen mit meiner Mutter in einem Keller. Das heisst, das Haus gehörte einem Onkel, einem Bruder meiner Mutter. In diesem Haus wohnten nur Verwandte. Der Onkel war alleine mit seinen acht Kindern, seine Frau war bei der Geburt des letzten Kindes an Herzversagen gestorben. Er bewohnte den ganzen oberen Teil des Hauses. Im ersten Stock wohnte meine Grossmutter. Alle, die in diesem Haus wohnten, nannten sie „Mutter“. Ich selber habe nie gelernt, zu meiner eigenen Mutter „Mama“, „Mami“ oder „Mutter“ zu sagen, immer nur ihren Rufnamen: „Bella“. Viel später vernahm ich, dass sie eigentlich Isabelle hiess.

In der Stube meiner Grossmutter waren zwei Betten. Das eine gehörte ihr. Es war meistens mit drei Personen besetzt, mit der Grossmutter und mit zwei Cousinchen. Das zweite Bett gehörte einer meiner Tanten, und meistens waren auch die Kinder des Onkels bei dieser Tante im Bett, aus Platzmangel. Aber leider wurde mir nicht erlaubt, in diesem Zimmer zu schlafen. Meine Mutter und ich hatten ein Bett im Keller, das war unser Bereich. Meine Grossmutter sagte immer zu mir: „Geh mit Bella hinunter ins Stübli.“ So nannten sie unseren Bereich, der im Keller lag!

In der Mitte von Grossmutter's Stube stand ein Esstisch. An der Wand hingen religiöse Bilder. Auf einem der Bilder hing Jesus am Kreuz, und ich sah die Dornenkrone und das Blut auf seinem Fuss, der vom Nagel durchbohrt war. Alle ringsum sagten immer wieder zu mir, ich sei schuld, dass er blutet, ich hätte ihm weh getan. „Und die Dornen sind da, weil du sowieso ein Kind des Teufels bist.“ Zu dieser Zeit konnte ich nicht viel anfangen mit diesen Vorwürfen, weil ich gar nicht verstand, was sie eigentlich meinten. Ich schaute dieses Bild immer wieder an und sprach zu ihm: „Ich will nicht, dass du weh hast, ich wollte dir nicht weh tun.“

Das war so: Hinter dem Hauseingang gab es eine kleine Plattform, rechts waren die Treppen, die zum ersten Stockwerk führten, und geradeaus war ein Holzgitter, das mit einem Draht befestigt war. Dieses Holzgitter musste immer zugesperrt bleiben, da sonst die Gefahr bestand, dass wir in die Tiefe fallen konnten. Es war nur offen, wenn meine Mutter das Holz hinunterschmeissen musste, um es danach dort zu zerkleinern. Links hinter der Haustüre führten fünf Stufen in den Keller, welcher in drei Bereiche aufgeteilt war. Der linke Teil war unser Bereich und immer sehr staubig. Ganz hinten rechts war für Kartoffeln und Äpfel reserviert, und in der Mitte wurden Holz und Kohlen gelagert. In einer kleinen Ecke gab es noch den Kaninchenstall. Und der lag gerade vor unserem Schlafbereich.

Wir waren nur im Keller geduldet. Meine Mutter und ich teilten ein Bett. Im gleichen Raum stand noch das Bett eines anderen Onkels, der auch nirgendwo sonst Platz hatte zum Schlafen. Da standen auch noch seine Skier und sein Moped, für uns war noch eine Kommode da für alle Kleider, und so war dieser Raum voll. Für mich war das eigentlich ein Abstellraum. Ein Abstellgleis.

Am Tag arbeitete dieser Onkel auf dem Bau. Im Winter, wenn er nicht auf dem Bau arbeiten konnte, ging er Schnee schaufeln, sofern es Schnee gab. Obwohl er mich hin und wieder schlug, hatte ich ihn sehr lieb.

Nelly Schenker, "Es langs, langs Warteli für es goldigs Nüteli" Meine Erinnerungen, edition gesowip, Basel 2014, Seiten 18-21.

Wir hatten nur in Grossmutter's Küche kaltes Leitungswasser. Dort war auch noch ein WC, aber ohne Spülung. Diese WC-Schüssel war für das ganze Haus. Zum Hinunterspülen nahmen wir einen Eimer voll Wasser. Wir hatten auch nur Zeitungspapier, um uns zu reinigen; dass es extra WC-Papier gab, wusste ich damals nicht.

Wenn ich so zurückdenke, war es erschreckend, wie arm meine Mutter war. Wenn sie ihre Tage hatte, war das Bett auch mit Zeitungspapier belegt, und alles war voll Blut. Als ich fragte, was sie habe, sagte meine Mutter nur: „Das wirst du später auch haben.“ Ich verstand damals nicht, was sie meinte, und dachte sie habe sich verletzt.

Als ich in den Kindergarten ging, sagten die anderen Kinder zu mir: „Sag deiner Mutter, sie solle dir richtige Höschen anziehen!“ Denn ich trug ein langes Unterhemd, das war in der Mitte mit einer Sicherheitsnadel zugeheftet. Ich wusste gar nicht, dass es Unterhosen gab. Ich ging auch mit den Kleidern ins Bett, hauptsächlich im Winter, weil es im Keller kalt war. Ja, ich kannte nichts anderes zu dieser Zeit.

Ständig musste ich hören, „dass kein Geld da sei“ für meine Mutter und für mich. Aber ich sah meine Mutter doch immer arbeiten! Was fehlte, war eine bezahlte Arbeit. Sie holte im Wald Holz, zum Kochen und zum Heizen. Sie spaltete und zerkleinerte sogar mit ihren Knien das Holz, damit man es direkt in den Ofen legen konnte. Im Winter war es so schön angenehm warm bei der Grossmutter. Eigentlich konnte sie nur dank meiner Mutter heizen.

Meine Mutter machte auch die ganze Wäsche; mit dieser Wäsche musste sie bis zum Brunnen gehen, der ganz unten am Ende der Strasse war. Im Winter legte sie den Eimer voll schmutziger Wäsche auf den Schlitten und zog ihn dorthin. Der Brunnen war meistens zugefroren. Niemand scherte sich darum, ob sie kalt hatte. Sie machte immer ihre Arbeit, ohne Widerspruch. Meine Mutter reinigte und beizte auch die Fussböden in den Stuben und die Treppen. Und sie wusch das ganze Geschirr, morgens, mittags und abends. Dies immer für alle, die im Haus wohnten.

Ich erinnere mich auch noch, wie sie jeden leeren Eimer, Waschzuber und auch die Krüge, die wir hatten, rausstellte, wenn es regnete. Es war für meine Grossmutter sehr wichtig, Regenwasser zu haben, auch um uns zu waschen. Die vollen Eimer waren sicher schwer, und doch musste meine Mutter sie in den ersten Stock bringen. Niemand half ihr, diese Eimer zu tragen, alles musste sie alleine tun. Sie ging auch auf das Feld, um Kornähren aufzulesen, denn meine Grossmutter brauchte das Mehl. Oft ging meine Mutter Kartoffeln ernten oder Äpfel pflücken. So half sie mit, dass immer Essen auf den Tisch kam für alle und dass es immer schön warm war in der Stube der Grossmutter. Sie ging sogar zu einer meiner Tanten, die verheiratet war, um ihr bei der „grossen Wäsche“ zu helfen. Dasselbe machte sie bei einem meiner Onkel, der auch verheiratet war.

Ich ging gar nicht gerne mit meiner Mutter in den Keller, aber ich musste. Einige Male habe ich versucht, bei der Grossmutter zu übernachten, das heisst in ihr Bett zu schleichen. Ich fragte auch immer danach, indem ich ihr sagte: „Ich kann ja vor dem Ofen auf dem Boden schlafen.“ Leider fand meine Bitte kein Gehör. Stattdessen schickte mich meine Grossmutter immer wieder in den Keller zurück. Aber einmal, an einem Sonntagmorgen, hatte ich es doch geschafft, mich in ihr Bett einzuschleichen. Leider aber hatte eine meiner Cousinen gesehen, wie ich unter die Decke schlüpfte. Sie nahm ein Streichholz und legte Feuer. Das Bett brannte, die Feuerwehr kam, und sie trugen mich hinaus. Ich war nur mit einem Unterhemd bekleidet.

Nelly Schenker, "Es langs, langs Warteli für es goldigs Nüteli" Meine Erinnerungen, edition gesowip, Basel 2014, Seiten 18-21.

Einige Zeit später versuchte ich es nochmals, in der Stube der Grossmutter zu schlafen, indem ich einfach in einer Ecke auf dem Boden mein Geschäft machte. Das war wieder falsch. Ich bekam von meinem Onkel und von meiner Mutter Schläge auf den Po und wurde schrecklich ausgeschimpft. Alle schrien und schickten mich erst recht in den Keller.

Es war dunkel, weil es spät geworden war. Ich stolperte und fiel zu Boden. Aus Angst schrie ich. Der Onkel kam mit einer Taschenlampe, ich sah, dass ich über zwei Männer gestolpert war, die an diesem Abend auch im Keller schliefen. Dies kam einige Male vor, vor allem im Winter; sie kamen, um sich zu wärmen. Trotz meiner Angst musste ich im Keller bei meiner Mutter bleiben. Die Grossmutter sagte mir: „Du Dummkopf! Du musst keine Angst haben, denn dich kann niemand brauchen! Wenn dich einer holt, ist es nur der Teufel! Aber der nimmt dich nicht mit, er kann dich auch nicht brauchen, weil du selber schon ein Teufel bist.“

Ein anderes Mal, erinnere ich mich, bin ich in der Nacht aufgewacht. Ich wusste nicht welche Zeit es war, denn ich kannte die Uhr nicht. Da war ich ganz alleine im Bett, niemand war da, es war stockdunkel, denn meine Grossmutter musste über jedes Fenster ein schwarzes Tuch hängen. Ich schrie vor Angst, aber niemand hörte mich. Das Tuch durfte ich nicht entfernen, weil es Vorschrift war während der Kriegszeit, und vor dem Fenster hatten wir dazu noch Gitterdraht. Ich weiss nicht mehr, wie lange ich so alleine war. Für mich war es eine Ewigkeit, bis alle wieder da waren. Sie hatten eine Einladung vom ältesten Cousin erhalten, nur ich nicht, man wollte mich nicht dabei haben. Wieso weiss ich nicht, es wurde mir nicht gesagt.

Trotz alldem habe ich auch Schönes erlebt. Ich durfte im Keller wenigstens mit den Mäusen spielen. In meiner Kinderfantasie sah ich sie angezogen als Mutter und Vater mit ihren Kindern. Wenn ich sah, dass die Grossmutter mit dem Besen kam, sagte ich schnell zu ihnen, sie sollten sich verstecken. Ich erzählte ihnen auch, dass ich schuld sei, dass Jesus eine Dornenkrone tragen müsste, und ich bat sie, mir zu helfen, diese Dornen einzeln wieder auszureissen. Ansonsten hatte ich gar keine Spielsachen, nur die Mäuse.